

Zeitschrift: Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht
Herausgeber: Konsortium der Zürcherischen Lehrerschaft
Band: 2 (1876)
Heft: 12

Artikel: Zur Reform in der Rechtschreibung
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-237907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tochter und d'r graue Vater des Hauses. Auch der Sohn des Dorfes findet da seine lieben Berge und verständliche Menschen wieder, und den heimischen Aberglauben, ländliche alte Sitten und grobe Fäuste. In den folgenden Veröffentlichungen führt uns der Dichter in die Zeit der Kreuzzüge und des Sängerkampfes auf der Wartburg. Wie er stets die Stätten treu besucht, durchforscht und liebgewonnen, die er besang, wie ihm gleichsam erst dort die poetischen Gestalten seines Geistes zu vollem Leben reisten, so hat ein längerer Aufenthalt auf der Wartburg uns das seltsame Buch der „Frau Aventure“ geschenkt, ein Liederbuch im Geist und Styl, in der Sprechart und Reimweise des 13. Jahrhunderts, und doch voll frischem, feurigem Leben und tief verborgener Herzensglut, ein köstlich Kleinod für Den, der neben den gewohnten modernen Formen auch noch die Schönheit ächter Kunstform vergangener Zeiten zu würdigen weiß, der sich den geschichtlichen Rahmen zu den einzelnen Liedern selbstdichtend hinzufügt, und diese wunderselzamen Blumen voll Duft und Farbe nicht vom Schnellzug der Eisenbahn aus, sondern mit siunigem Auge in Musse wandernd und Schönheit suchend betrachtet.

In einer ungewöhnlichen Formvollendung liegen diese Lieder vor uns. Was der Dichter Wolfram von Eschenbach sagen lässt, gilt auch von seinen eigenen Versen:

Gewoben hab ich um die fremden Mären
Der Heimathsprache ehern Klanggewand,
Und hoffe, dass sie preislich sich bewähren,
Nicht nur als neugierstillend leichten Tand.
Als wie ein Schmid, der eine Brünne wirket,
Fest Draht zu Draht und Ring zu Ringe biegt,
Hab ich den Reim gemessen und gezirkelt,
Dass sein Geschlecht wie Kettenhemd sich schmiegt.

Und wie ein Schmid errang ich des Gedichtes
Glattformung nur im Schweiß des Angesichtes.

Aber wie der Schweiß des ächten Künstlers nicht zur peinlichen Künstelei, sondern zur vollendeten Schönheit führt, so fordert auch die „Frau Aventure“ ein höheres Formverständniss. Im „schwarzen Wallfisch zu Askalon“ mag sich jeder durstige Zecher erquicken und ein lustiges Gaudemus singen; zu dem muntern Trompeter mag sich Jeder gern ein Stündlein setzen und seinen hellen, lustigen Weisen lauschen; auch die lebensvolle Geschichte des Ekehardt zeigt einem Jeden Gestalten, die er versteht, an denen er sich herzlich ergötzt. Die „Aventure“ aber ist eine stolze Waldfrau, die nicht ein Jeder in ihrer duftigen Schöne schaut, zu der nicht Jeder hindurchdringt durch das Dornendickicht, das in langen Jahren um sie aufgeschossen und sie von unserem alltäglichen Wesen trennt, und in dem Jahrmarkttreiben des alltäglichen Lebens lässt sich ihre fremdsanfte Weise nicht verstehen.

Eines dieser Aventure-Lieder, das lateinische Schülerlied von „Marigutta Springmitdemglas“ finden wir bald wieder, und diesmal in den reizenden Rahmen einer lebendigen Geschichte, — der des Juniperus — eingefügt; freilich auch diese Geschichte ist nur ein kleines Stück eines grossen Ganzen, ein Kapitel eines uns unbekannten poetischen Geschichtsbildes des 12. Jahrhunderts. Den verwundeten Kreuzfahrern auf dem Kloster des Berges Karmel erzählt der ehemalige Klosterschüler aus Rheinau seine elegisch-idyllische Jugendgeschichte, wie er vom Neuen Hewen bis vor Ptolemais den Weg gefunden, nachdem er um der schönen Rothtraut willen mit dem treuesten Kameraden in furchtbarem Ordal über den Rheinfall in Schaffhausen hinabgefahren und den mit ihm verschmähten Genossen in den Wellen verschwinden sah, wie er selbst wunderbar gerettet mit der Busse zweijährigen Stummseins gen Jerusalem mitgezogen und erst im Sturm auf die sarazениschen Mauern das Ende seiner Busszeit gefunden.

(Schluss folgt.)

Zur Reform in der Rechtschreibung.

(Eingesandt.)

Um zu verstehen, dass man in unserer Zeit ganz wohl berechtigt ist, nothwendig gewordene Abänderungen in der Schreibweise vorzunehmen, bedarf es nur eines Blickes in die Vergangenheit.

Aus dem Sanskrit haben sich im Laufe vieler Jahrhunderte oder wohl besser Jahrtausende mehrere Töchtersprachen entwickelt, z. B. das Griechische, das Lateinische und so auch das Deutsche. Die erste schriftliche Urkunde aus dieser unserer Sprache ist nur etwa 1500 Jahre alt. Es ist eine Uebersetzung des neuen Testamentes von dem gothischen Bischof Ulfila, verfasst um's Jahr 360 n. Chr. Sie ist uns nur theilweise erhalten worden. Der Bibelspruch: „Ein Mann pflanzte einen Weinberg und übergab ihn Arbeitern und zog über Land eine gute Zeit“ lautet in diesem alten gothischen Deutsch also:

manna ussatida veinegard jah anafah ina vaurstvjam jah affaith jera ganotha.

Etwa 800 bis 900 Jahre n. Chr., also zur Zeit Karls des Grossen, lautet der Anfang des Lobgesanges: Dich Gott loben wir, dich Herr bekennen wir, dich ewiger Vater jegliche Erde verehrt:

Thih cot lopemes, thih truhitan gehemes, thih ewigan fater eokiwelih erda wirdit.

Hieran reihen wir das Unser-Vater, wie es von den Allemanen um's Jahr 1000 gesprochen und geschrieben wurde.

Fatter unser, thu pist in himilie wihi namun dinan. Queme rihi din. Werde unillo din so in himile, so sa in erdu. Pooth unser emezic kip uns hintu. Oblaz uns sculdi unsero so wir oblazen uns sculdiken. Enti nih unsih firletti in khorunka uz erlosi unsih fonah ubili.

Das Mittelhochdeutsche 1150—1500 liegt uns schon näher und ist ohne Uebersetzung verständlich. Es war das eine sehr fruchtbare Zeit der Schriftstellerei, aus der uns viele Heldenägen, Lehrgedichte, Fabeln und Liebeslieder erhalten blieben. Die Ermahnung eines Vaters an seinen Sohn möge als Beispiel folgen:

Sun wiltu zieren dinen lip,
so daz er si unfuoge gram,
so minne und ere guotin wip:
ir tugend uns ie von sorgen nam;
sie sint der wünnebernde stam
da von wir alle sin geboren:
er hat niht zucht, noch rechter scham,
der daz erkennet niht an in,
er muoz der toren einer wesen
und het er Salomones sin.

Mit Erfindung der Buchdruckerkunst (1400) kamen die deutschen Druckbuchstaben auf und sie wurden verbreitet und allgemein bekannt zur Zeit der Reformation (1517) durch die Bibelübersetzungen und geistlichen Lieder. Nach überstandener harter Krankheit schrieb Zwingli ein Danklied in folgender Weise:

Gsund, Herr Gott, gsund!
Ich mein ich keer
Schon widrum her
Ja wenn dich dunkt,
Der sünden funk
Werd nit meer bherrschen mich uf erd,
So muoss min mund
Din lob und leer
Ussprechen meer
Dann vormals ie,
Wie es joch geh
Einfaltiglich on alle gfärd.

Das Jahrhundert nach der Reformation gehörte in der Schriftstellerei den ehr samen, fleissigen Handwerkern. Hatten

sie Tags ihre Händearbeit gemacht, so setzten sie sich am Abend in ihren Zunfthäusern um die Wein- und Bierkrüge und lasen einander ihre Gedichte vor. Hans Sachs, ein Schuhmacher in Nürnberg (1495–1576) nahm unter ihnen eine vorragende Stelle ein. In seiner Komödie von den ungleichen Kindern (Abel und Kain) schreibt er also:

„Adam spricht:

Wo ist dann unser sohn Cain?
Der wüstling und bös Galgenstrick?

Eva spricht:

Ach wann ich sein denck ich erschrick,
Was solt das Belials kind thun,
Ich heiss den unghorsamen sohn,
Er solt holtz tragen in das hauss,
Da floch er nur und loff hinauss,
Und thet mir lang herwider murren,
Thut etwan auff der gass umbschnurren
Und schlegt sich vielleicht mit den buben.
Kaa ihn nicht bhalten in der stuben,
Vom himmel so scheint auch kein tag,
Es kompt über ihn etlich klag,
Dasselbig quellt mit mein hertz.“

Wir wollen zum Schlusse eilen und führen nur noch ein Beispiel aus der neuern Zeit an. Martin Opitz, der eigentliche Begründer der neuhochdeutschen Sprache, übersetzte aus dem Lateinischen die „Argenis“ und widmete 1645 den zweiten Band der Durchlauchtigsten, Hochgeborenen Fürstin und Frawen, Frawen Heirichiu Marien von Bourbon, Königin von Gross-Britannien.“ Aus dieser Widmung nur die kurze Stelle:

„Aller Engelländer Hertzzen die ihr zu euch vnd alle Hertzzen der Frantzen die ihr nach euch gezogen habet, können solches bezeugen. So dass man sagea muss, dass ihr eben so mächtig vber die Hertzzen triumphiret, als mächtig Ewerer Gemahl triumphiren sol vber seine Feinde. Argenis selber achtet es für ihren grössten Ruhm, alle ihre Ehre für ewren Füssen zu demütigen, vnd ihre Majestet bey dem Triumphwagen befinden zu lassen, der sie bey dieser reichen Dienstbarkeit mehr berühmt wird machen, als wann sie sich auf einen Königlichen Thron gesetzt hette.“

So schrieb man früher! Von dieser Zeit an hat sich vieles verändert in Ausdruck und Rechtschreibung. Manche Wörter werden jetzt nicht mehr so geschrieben, wie man's vor 50 Jahren allein richtig fand. Und wie wir heute schreib-n, schreiben unsere Kinder schon in 10 Jahren gewiss nicht mehr.

Warum denn sich so sehr sperren gegen raschere Änderungen im Sinn einer wesentlichen Vereinfachung? —

—t.

Dem Redaktor der „Freitagszeitung“

haben wir auf seine geistreiche Anfrage zu erwidern: So wenig ein geistliches oder medizinisches Blatt dafür verantwortlich gemacht werden kann, wenn irgendwo ein Pfarrer oder Arzt Ausschreitungen und Fehler irgendwelcher Art begeht, — eben so wenig ist gewiss der „Päd. Beob.“ über Taktlosigkeiten oder Vergehen einzelner Lehrer Rechenschaft schuldig. — Wir kennen im zürch. Lehrstand glücklicherweise jene Solidarität der Interessen nicht, welche die Schwächen einzelner Glieder etwa jeweilen vertuschen oder gar vertheidigen möchte, jene Solidarität, wie sie beispielsweise gewisse Zeitungsschreiber gegenüber den Sündern unter ihren Parteigenossen bekunden.

Dagegen möchten wir allerliegs gerne den ungerecht angegriffenen Kollegen vertheidigen, zumal wenn andere im Namen der heiligen Religion auf ihn losdreschen. Es kommt uns allemal verdächtig vor, wenn Einer als „Gottesläugner“ qualifiziert wird. Wir wissen zwar, dass aus dem Munde von Lehrern, wie auch von anderen Erwach-

senen in Anwesenheit von Kindern schon plumpe, taktlose und sogar rohe Bemerkungen über religiöse Dinge gefallen sind. — Wir missbilligen dies im höchsten Grade und verlangen Ernst und Takt nirgends so wie bei Besprechung gerade dieser Materien in der Schule und zu Hause. Um so mehr freut es uns, dass vorläufig im einen der zwei von Hrn. Bürkli zitierten Fälle es die Schulpflege des betreffenden Lehrers ist, welche die Vertheidigung übernimmt, indem sie den Vorwurf der „Gottesläugnerei beim Unterricht“ als Verlängdung erklärt.

Eine Untersuchung des zweiten Falles dürfte vielleicht gleichfalls ein faules Weibergeschwätz konstatiren, — denen Hrn. Bürkli bekanntlich 52 Mal im Jahr so bereitwillig die Spalten seiner Zeitung öffnet.

Humor aus der Strafanstalt.

Die Insassen der Zürcher Strafanstalt geniessen wöchentlich einige Stunden Unterricht, wofür sie nach ihren Vorkenntnissen in drei Klassen abgetheilt sind. Zwischen dem Lehrer — um allfälligen ungerechtfertigten Argwohn von ihm abzulenken, bemerkten wir, dass Merk nicht zu seinen Schülern zählte — also zwischen dem Lehrer und einem ältern „Elementarschüler“, einem geriebenen Langfingerer aus dem Kanton Uri, entspann sich kürzlich folgendes Gespräch:

Sträfling: Da ist meine Aufgabe; wird wohl nicht ganz in der Ordnung sein.

Lehrer: (korrigirend) Nun, sie sieht nicht so übel aus, hab's nicht mal so erwartet.

Sträfling: Bin halt schon ein alter Kerl, werd's nicht mehr gar weit bringen; wenn ich nur noch meinen Namen schreiben lerne.

Lehrer: Ei, Ihr müsst Euch nur etwas zusammennehmen, Ihr könnt's auch noch etwas weiter bringen. Zwar glaub ich schon, Regierungsrath werdet Ihr kaum noch werden.

Sträfling: Glaub's auch nicht. Uebrigens wär's bei uns zu Hause schon nicht mehr möglich; 's hat noch keiner schreiben können.

Schulnachrichten.

Wahlen:

Zum Sekundarlehrer in Meilen: Herr Hogg, Verweser daselbst.

Auf Primarschulen: In Seen Herr Huber, Lehrer in Üssikon-Maur; in Zürich Frl. Eberhard, Verweserin in Dietikon; Frl. Leemann, Verweserin in Zürich; Herr Volkart, Lehrer in Aussersihl.

Bei diesen Wahlen in Zürich erhielt unter Anwendung der Wahlurne bei nur drei zu besetzenden Stellen ein vierter Bewerber, Herr Frei, Verweser in Zürich, eine über das absolute Mehr reichende Stimmenzahl.

In Uster wurde Herr Sekundarlehrer Stüssi mit glänzendem Mehr (1150 Ja gegen 95 Nein) bestätigt. Seine politischen Feinde suchten vor der Wahl den Charakter Stüssi's zu verdächtigen, indem sie Hra. St. als Spion in der Egger Wahlgeschichte bezeichneten. Wir gönnen dem wackern Freund die erhaltene Satisfaktion von Herzen. Der Koller'schen „Limmatt“ aber gebührt die Ehre, jener verlogenen Beschuldigung zuerst weitere Verbreitung gegeben zu haben. Ob sie nun auch von der Antwort der Usterer Bevölkerung Notiz nehmen wird?